



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Julian: Tagebücher von Varnhagen von Ense.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagebücher von Varnhagen von Ense.

2 Bände, Leipzig, Brockhaus.

Die Tagebücher beginnen August 1835 und gehen bis zum Ende des Jahres 1844. Nachdem Rahel gestorben war, der er alle seine Gedanken, Empfindungen und Einfälle getreulichst mittheilte, um sie von ihr berichtigen und idealisiren zu lassen, fühlte Varnhagen, trotz seines ausgebreiteten Umganges wahrscheinlich dringender das Bedürfnis, sich durch Niederschreiben dessen, was er erlebte und dachte, mit sich selbst ins Klare zu setzen. Durch das ganze Tagebuch zieht sich das Gefühl seines Verlustes, und bei allen seinen Plänen und Wünschen fragt er sich fortwährend, was wol Rahel dazu denken würde, wenn sie noch lebte.

Das Tagebuch hat den doppelten Zweck, theils die Vorfälle des Tages zu notiren, theils seine Gedankenpähne aufzubewahren. Ueber die letzteren hat Varnhagen oft eine kindliche Freude und wundert sich über ihren guten Klang. Nicht ohne Ursache. Denn seine reiche Erfahrung gibt ihm Gesichtspunkte an die Hand, die nicht gerade auf der Heerstraße liegen, und er hat das ernstliche Bestreben, seine Gedanken zur Reife zu bringen.

Die durchgehende Stimmung ist der Wechsel zwischen dem Wunsch, wieder in Staatsangelegenheiten beschäftigt zu werden, und der Scheu, aus der Bequemlichkeit seiner behaglichen Muße herauzutreten. Gespannt lauscht er auf jedes Wort, aus dem er schließen könnte, man wolle ihn wieder in den Staatsdienst ziehen; er versichert zwar regelmäßig, er wolle und könne nicht darauf eingehen, er sei zu alt u. s. w., aber der Wunsch schläft nicht ein, einigemal bricht sogar das Gefühl hervor, er sei eigentlich berufen noch etwas Großes zu wirken. Seine große Jahreszeit ist regelmäßig die Saison in Rissingen, dort trifft er mit hohen Herrschaften zusammen, mit Prinzessinnen u. s. w., die sich an Höflichkeit gegen ihn überbieten. Indes an Beschäftigung fehlt es ihm auch in Berlin nicht: bald kommt ein junger Literat, der ihm mit tiefer Ehrfurcht seine Erstlingsversuche überreicht, bald ein vornehmer Mann, der von ihm verlangt, er solle ihm irgend eine Stelle aufschlagen; einmal muß er Metternich Auskunft darüber geben, was es mit dem jungen Deutschland für eine Bewandniß hat.

Die Versuchung des Staatsdienstes ist ihm jedenfalls nie sehr nahe getreten, und wenn wir dem Eindruck trauen, den diese Tagebücher auf uns machen, so war es kein großes Unglück, weder für ihn, noch für das Jahrhundert. Herr von Barnhagen war liberal, denn er besaß eine tüchtige classische Schulbildung, und sein ausgebreiteter Umgang schloß jede Einseitigkeit aus; er war Frondeur, wie jeder unbeschäftigte Staatsmann, und scharfsinnig genug, die Schwächen der herrschenden Partei zu durchschauen; aber von seiner Willenskraft bekommen wir keinen großen Begriff. Jede starke Strömung reißt ihn mit sich fort, und wenn er über die Vorfälle des Tages urtheilt, legt er nicht den Maßstab der innern Zweckmäßigkeit an, sondern fragt ängstlich: was wird das Publicum dazu sagen? Sorgfältig zeichnet er alle Volkswitze auf, alle Bonmots, die in Berlin umgehen, alle Aeußerungen der politischen Zeitung: nie wäre er im Stande gewesen, in einer ernstern Zeit der sogenannten öffentlichen Meinung, d. h. der Stimmung der Leute, die ihn zunächst berührten, entschlossenen Widerstand zu leisten.

Und nur wer das im Stande ist, hat den Beruf zum Staatsmann. Barnhagen hat Ansichten und Meinungen, zuweilen vortrefflicher Art, aber keine starke Ueberzeugung. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. Ein Hofmann sprach gegen ihn im December 1840 die stärkste Abneigung gegen alle constitutionelle Verfassung aus: „durch solche Reden aufgereizt, erkläre ich, daß ich über die Constitutionsfrage des Augenblicks wol sehr bedenklich und eher zum Verneinen geneigt sei, aber, im Hintergrunde dieser Frage des Augenblicks, entschieden constitutionell denke.“ — Einen bequemen Staatsmann kann man sich wirklich nicht denken! — Den folgenden Tag erwidert er einem jungen Freunde, der ihn deshalb zur Rede stellt, er sei im Innern nach wie vor entschieden constitutionell: „Aber was mich für Preußen und für den gegenwärtigen Zeitpunkt bedenklich mache, das sei die Roheit und Bornirtheit derer, in deren Hände jetzt die Sache fallen müßte. Ich glaube, der gute Augenblick sei versäumt, man müsse seine Wiederkehr abwarten und nicht den Schlimmen ausbeuten wollen. — Näher befragt über die Roheit und Bornirtheit, die mich erschreckt, gab ich Auskunst und Beispiele. Es ist wahr, man könnte die Satisfaction haben, manchen hochstehenden Halunken gestürzt zu sehen, aber wie theuer wäre dies erkauft, wenn man dafür alle Macht in den Händen von K. D. Z. sehen müßte, vor denen sich zu beugen dann weit härter wäre, als vor der jetzigen Beamtenwelt. Eine Freiheit, wobei vielleicht Börnes Statue errichtet, aber die von Goethe gestürzt würde, könne ich nicht wünschen u. s. w. Die Beispiele machten doch Eindruck.“

Wer zu viele Gesichtspunkte hat, kommt nicht von der Stelle; wer an Börne und Goethe denkt, wenn es sich um eine preussische Verfassung handelt, der muß sich in das Gebiet der Wünsche zurückziehen: die Politik ist das Gebiet

der Forderungen. Herr von Barnhagen hat sich in seinen letzten Lebensjahren zu den Demokraten gehalten; seine späteren Freunde mögen die folgende Notiz ins Auge fassen, 23. Januar 1841:

„Die Verhältnisse sind schlimm, und ich kann mit gutem Gewissen auf diese Zeitumstände keine constitutionelle Bewegung gründen wollen. In der früheren Zeit wäre ich mit Wilhelm von Humboldt, Stein, Altenstein, Stägemann, Gruner, Delsner, Ludwig, Wieland, Weizel, Eichhorn, Schleiermacher und vielen Aehnlichen gewesen; mit wem sollte ich jetzt sein? Mit der unwissenden, rohen Menge? mit der überdreisten, erfahrungslosen Jugend, die das Wort in den Tageblättern führt? Wie häufig muß ich Unsinn und Frevel anhören, der mich froh sein läßt, daß solcher noch nicht in Schrift und Wort mächtig werden kann!*) — Diese Betrachtungen sind es, denen ich folge. Deshalb vermag ich im Augenblicke nicht einzustimmen in den unbestimmten Ruf nach Constitution, nach Reichsständen. Ueberdies möchte ich dem Könige Zeit gelassen sehen, sich zu entwickeln und einzurichten. Er meint es vortrefflich, er hat große geistige Gaben, sehen wir doch erst, was er leisten wird, welche Gestalt seine Regierung annimmt. Die jetzige Verstimmung kann noch nichts entscheiden, das Gewölk zieht vielleicht vorüber, und der Tag steht als ein heiterer und segensvoller da. Ich möchte es dem Könige nicht zu Leide thun, jetzt von Constitution zu reden; aber wenn nicht dafür, so auch gewiß nicht dagegen; gar nicht, ist für den König am besten.“ —

Wie gefällt der Demokratie ein solcher Staatsmann? Er würde allerdings die Wirren der Gegenwart anders beherrscht haben, als es heute geschieht. — Und so geht es öfters fort, bald für, bald gegen die Constitution: „gar nicht, ist am besten!“

Bei diesem Mangel an Besinnung fehlt auch, trotz seines wirklichen Scharfsinns und trotz seines vielseitigen Umgangs, seinem Blick für die Persönlichkeiten etwas Wesentliches. Er gibt eigentlich nur die Stimmungen ihrer Umgebungen; selbständig den Kern ihres Charakters zu durchschauen, ist er nicht der Mann. Am auffallendsten ist dies bei seinem Urtheil über die sogenannten Günstlinge des Königs, namentlich Radowig und Bunsen. Den Letzteren hält er immer für eine Art von Jesuiten; er läßt sich auch durch die Rabalen der Hof- und Junkerpartei gegen ihn nicht irre machen; endlich, August 1844, erfährt er von Humboldt zu seinem Erstaunen, daß Bunsen auf's Eifrigste an der Grundlage einer liberalen Verfassung arbeite. Trotzdem darf Bunsen nur ein ungeschicktes Wort, ein schlechtes Bonmot aussprechen, so ruft Barnhagen aus (25. November 1844): „Nun bin ich erst recht überzeugt, daß der Kerl ein verächtlicher Halunke ist, eine Dreckgeburt, ohne inneres Feuer,

*) d. h. der mich froh sein läßt, daß eine Censur existirt!

ohne Saft und Kraft, in seinem halbdurchsichtigen Schleim ist er herangefrohen an Staat und Kirche, und besudelt beide.“ — Wir theilen zwar die Begeisterung keineswegs, die in den letzten Jahren für Bunsens religiösen Liberalismus in Schwang gekommen ist, aber es wäre wohl der Mühe werth, daß ein Sachverständiger ohne Liebe und Haß von diesem einflußreichen Mann ein zusammenhängendes Bild entwürfe.

Eine ähnliche Unsicherheit herrscht in den Urtheilen über Eichhorn, Savigny u. s. w.; die Stimmung des Publicums gibt jedesmal den Ausschlag. Vom General Gerlach erfahren wir, daß er seinen Witz auch im Frömmeln nicht lassen konnte; ein jedes Wort über Radowiz wird von ihm mitgetheilt: er käme immer mit vollem Beutel an, als ob er alle Welt bewirthen wolle, und reise so leer ab, daß er nicht die letzte Wirthshausrechnung zu bezahlen im Stande sei. Und wie das zugeht? „Das ist ganz einfach! Es theilt Jemand eine Idee mit, sie wird lebhaft ergriffen, sie soll eifrig ausgeführt werden, der Vorschlagende wird berufen, in seiner Sache bestärkt, nun soll er an's Werk. Da kommen andere Leute mit in's Spiel, da treten Schwierigkeiten, Widerspruch und Widerlegung auf, zum wenigsten starke Hindernisse, die aus dem Wege zu räumen entschiedener Muthwille nöthig wäre, allein dieser fehlt, im Gegentheil, der Eifer wird matt, die öftere Wiederaufnahme der bestrittenen Sache wird verdrießlich, langweilig, wird abgelehnt und die Idee bleibt unausgeführt hängen.“ —

Nach dem Eindruck, den der Briefwechsel mit Humboldt gemacht hat, wird man in diesem Buche auf Enthüllungen über die höchsten Personen neugierig sein, sie sind aber nicht bedeutend. Für den verstorbenen König scheint Barmhagen auf seine Art eine wirkliche Zuneigung gehabt zu haben, wenn er auch nicht unterlassen kann, von ihm eine Anzahl mißliebiger Anekdoten mitzutheilen. Ein Wort über ihn scheint uns rührend und bedeutend, obgleich auch daraus hervorgeht, daß Barmhagen's Urtheile immer nur aus zweiter Hand sind. — Er schreibt 2. März 1844: „Ungeachtet der liebenswürdigen Heiterkeit und oft ausgelassenen Lustigkeit, welche der König zeigt, und durch die er besonders Fremde so leicht einnimmt, hegt er in seinem Innern, so wird behauptet, solche Stimmung keineswegs: im Gegentheil, diese sei verdüstert, unmutbig, von schreckenden Gefühlen aller Art durchfressen, zum Ueberdruß und Ekel ermüdet und erschöpft. Alles, was er in die Hände nimmt, bricht oder werft; seine liebsten Vorstellungen sind mißkannt, verfehlt; er klagt, daß Niemand, aber auch Niemand ihn verstehe, ihn unterstütze; den praktischen, ordnenden Verstand, den er zur Seite haben müßte, als befreundeten Gehilfen, findet er nur auf der Gegenseite, als feindlichen Widerspruch, und die Lieblinge, welche seinen Neigungen dienen, haben kein Vertrauen bei Anderen, sind dem Volke verhaßt, schaden den Neigungen ungeheuer und helfen ihnen

daher wenig. Dabei will man in dem Könige wol augenblickliche Entschlossenheit, aber wenig beharrlichen Muth anerkennen, er wendet sich von den Hindernissen, auf die er stößt, unwillig ab, zürnt, schimpft und gibt wohl nach, aber darum keineswegs auf. Die Geschäftsmänner haben es dabei schlimm, ihr Eifer genügt dem Könige nie, und doch hemmt er ihn wieder am meisten, denn er versagt ihnen den Nachdruck, den sie nur von ihm bekommen können; er freilich verlangt, sie sollen ihn aus der Sache und aus der eigenen Ueberzeugung schöpfen! In solchem Sinne klagen auch schon die Frömmeler über den König, daß er ihnen nur zustimmt, aber nie beisteht; in solchem Sinne klagen die Minister v. Thiele, v. Savigny, und — sinnlicher und wehmüthiger — Eichhorn. Noch eine Probe kann der König machen und die fürchtet man für ihn am meisten, nämlich seine eigentlichen Günstlinge an die Spitze der Geschäfte zu stellen, Bunsen und Radowiz, und man erwartet bestimmt, diese noch einst als Minister zu sehen. — Humboldt ist dem Könige, behauptet man, durchaus unlieulich, ein wahrer Plagegeist, ein beständiger Vorwurf; er möchte ihn los sein, kann ihn aber freilich nicht los werden, denn er bedarf seiner zu vielen Sachen und besonders auch als Fahne des Ruhmes, er kann diesen Glanz nicht missen. Humboldt muß in Glanz und Ehre am Hofe sterben, bis dahin muß man ihn schon ertragen.“

Ueber den damaligen Prinzen von Preußen, über seinen Charakter und seine politischen Ansichten finden sich auch einige Bemerkungen, die aber nichts Neues lehren. Dagegen verdient eine Stelle über Geng in Betracht gezogen zu werden (3. October 1841), weil Barnhagen sich anderwärts nicht so ausdrückt. Er behauptet, Geng habe bei allen Genüssen doch eigentlich ein trauriges Leben geführt. „Er selbst wollte sich hierüber täuschen, aber im Hintergrunde gestand er es wol ein. Er hatte sich den Höchsten und Bornehmsten durch Geistesüberlegenheit und Geistesstheätigkeit zum Gleichen heraufgearbeitet und lebte mit ihnen als solcher; aber er fühlte wol, daß er diese Stellung nur durch täglich erneuerte Arbeiten und Dienste behaupten konnte und daß man ihn doch nur gelten ließ als ein nothwendiges Uebel. Eigentliche Achtung genoß er nicht, nur die größte Berücksichtigung und Schonung; daß er darauf gestellt war von den Mächten und Höfen immer große Geschenke zu empfangen, setzte ihn auch sehr herab in der Meinung. Und welcher Art waren oft seine Arbeiten! Mir hätte das Herz dabei geblutet, ich hätte sie dem Minister v. Metternich vor die Füße geworfen und gesagt, der Teufel möge sie machen! Ueberall wo es eine Unterdrückung frischer Volkeregung galt, überall wo Altes, Verdorbenes mit Gewalt zu erhalten war, trieb ihn sein Amt voran, und auch sein Eifer, denn er war wirklich darin aufrichtig und glaubte die gute Sache zu vertreten. Der arme, arme Geng! Und was hat er mitunter für Gesellschaft sich gefallen lassen! Allen Schund von alten Diplomaten aller

Nationen, hornirte Staatsleute, abgetragene Weiber, vertrackte Militärpersonen, schmutzige Banquiers!

Weit tiefer als diese politischen Beziehungen lagen Barnhagen seine literarischen am Herzen. In der Kritikgesellschaft, welche sich regelmäßig versammelte, um die von der Hegelschen Schule herausgegebenen Jahrbücher zu besprechen, fehlte er nie und verfolgte aufmerksam, was Neues in der Literatur erschien. Sehr interessant sind die Bemerkungen, die er über Gervinus macht; nicht als ob man seinem harten Urtheil beipflichten könnte, sondern weil man gerade aus diesem Urtheil sieht, eine wie wichtige That das Werk von Gervinus war. Jetzt, wo die Ansichten und Urtheile des Letzteren in Fleisch und Blut übergegangen sind, haben wir es leicht, sie einzeln zu modificiren, ihnen eine andere Form zu wünschen u. s. w. Wir haben aber kein Gefühl mehr dafür, welchen Schreck es bei der älteren Literatur erregte. Barnhagen, als einer der vorzüglichsten Vertreter derselben auf dem Gebiet der Kritik, fühlt sich gleichsam persönlich verletzt. „Wieder ein Regentag!“ schreibt er 16. Juni 1838. „Neben der schweren feuchten Luft drückt mich das Buch von Gervinus; ich finde es überaus traurig, es erhebt nicht, es stimmt herab, und diese Gattung von Büchern ist die allerschlechteste, denn in diesem Grundfehler vernichten sich alle sonstigen Vorzüge. Der Mann hätte sich beschränken sollen, ein tabellarisches Handbuch zu schreiben, denn nur dazu hat er Zeug, aber ganz und gar nicht zur Geschichtschreibung, wie sehr er auch dazu den Anlauf nehmen will. Welch ein Schwall von Unbedeutendem und Gemeinem, in welchem er sich recht mit Lust aufhält, von dem er mit Beflissenheit die genaueste Kenntniß zeigen will! Und wie bleibt sein Urtheil äußerlich, ohne Grundlagen philosophischer Aesthetik, ohne Ahnung des Genius!“

Nach dem Erscheinen der letzten Bände ändert sich freilich sein Urtheil einigermäßen. Er gesteht September 1840 ein, daß Lessing und Herder vortrefflich beurtheilt sind, doch setzt er 29. October 1841 hinzu: „Ein staunenswerthes, aber auch ein trostloses Buch. Er führt „alle Völker in's Gefecht“, und findet dann freilich, daß ein großes Abschlachten nöthig wird, aber auch die Besten finden hier Tod und Wunden. Wie er Goethe'n zu bezwingen sucht, ist merkwürdig anzusehen; er bekämpft ihn mit den eigenen Waffen, die jener ihm gleichgültig oder großmüthig überläßt. Aus den kleinsten Geständen, Bemerkungen und Launen des Menschen wie des Dichters zieht er die größten Folgerungen, macht das Unbedeutende zur Wichtigkeit. Bekennt Goethe eine Stimmungslosigkeit, so ruft Gervinus, er gestehe ja selbst, daß es mit dem Dichten aus sei. Dagegen findet er das Wichtigste und Schönste unbedeutend und gering, die Novelle von Löwen und Tigern, die Erzählungen in den „Wanderjahren“, die „Jahr- und Tageshefte“, in denen er sich an geringe Notizen und einzelne Ausdrücke hält, das Tiefe, Ausschließende,

Bezeichnende aber nicht achtet, das Bild der Lebensfülle und Thätigkeit nicht erkennt. Die einzelnen Aeußerungen Goethes reißt er aus allem Zusammenhang, den ganzen Goethe aber drückt er gewaltsam in einen Zusammenhang hinab, aus dem sich befreit und erhoben zu haben ohne ihn abzureißen sein größtes Verdienst ist. Es ist überhaupt der Fehler des Buchs, alles nur in Verhältnissen und Gegensätzen zu sehen und den äußerlichen, künstlichen, oft rein willkürlichen Zusammenhang festzuhalten, den wahren, inneren aber nicht zu sehen. Daher verlieren hier alle Gestalten, das Individuelle wird gedrückt, das Talent mißkannt, die Literatur, die Poesie, sind ein Gemisch von Irrthümern, Versuchen, Fehlgriffen, Unzulänglichkeiten. Die eingestreuten Bewunderungen und Anerkennungen, die oft beinahe begeisterten Lobsprüche, welche reichlich eingestreut sind, helfen nichts, sie bleiben doch nur verloren in dem Verneinenden, Absprechenden. Das Hauptergebnis des Autors bleibt: Mit der Literatur ist es aus und es war nie viel damit. Daher auch der niederziehende Gang, der öde, trostlose Eindruck, den das Lesen dieses Buchs gibt, die Mißstimmung, die es zurückläßt. Auch spielt die Gereiztheit der politischen Stimmung des Verfassers überall ein, die Göttinger Sache; wir sollen die Poesie aufgeben, unsere Thätigkeit auf Volk und Staat richten. Ferner sehe ich den Heidelberger Schlosser oft durchblicken, den mit den Ereignissen stets zankenden Historiker. Gervinus weiß sehr viel, versteht aber wenig, hat Goethen ganz und gar nicht verstanden, kann ihn nicht verstehen, trotz allen Aufwands von Werkzeugen und Mühen, mit denen er an ihn herantritt. Auch Schillern wird er nicht gerecht, so gewaltig er ihn preißt und hebt. Seit Niebuhrs drei Bänden Briefe hat kein Buch mich beim Lesen so ermüdet, verdüstert. Ein trauriges Lesen, miewol spannend und aufreizend!" —

Und so quält er sich noch eine Zeit lang mit Betrachtungen über einen Schriftsteller herum, dessen Gelehrsamkeit und Scharfsinn ihm Achtung abzwingt, gegen dessen ganze Lebensauffassung er aber einen entschiedenen Abscheu empfindet. Es ist die alte Zeit, die sich gegen die neue sträubt und doch dunkel fühlt, daß sie ihr nicht gewachsen ist. In einzelnen Punkten ist freilich Barnhagens Kritik vollkommen treffend; nur der eine Vorwurf ist mehr äußerlich begründet: Hätte Gervinus nicht eine Geschichte der Poesie, sondern eine Geschichte der Literatur geschrieben, so würde sein Endresultat ganz correct erschienen sein.

Einige gute Bemerkungen finden sich auch über Schleiermacher. Barnhagen macht darauf aufmerksam, daß man über seine Thätigkeit in der Literatur gewöhnlich seine menschlichen Schicksale übersieht: die Mißgestalt seines Körpers, seine Leidenschaft zu Eleonore. „Tragischer noch waren die Vorgänge in seiner nachherigen Ehe, die Geschichten mit Marwitz, mit der „Fischer.“

Die letzteren sind uns nicht bekannt. Ganz richtig ist ferner, daß sein Amt ihn in eine Stellung drängte, die nicht ganz mit der Richtung seiner Jugend übereinstimmte. Viele Jahre, erzählt Varnhagen, ging er mit dem Vorhaben um, als Hauptwerk seines Lebens einen Roman zu schreiben, wie etwa „Wilhelm Meister“. Als Studien dazu wollte er ein paar Bände Novellen liefern, die besonders das Leben der untern Stände schildern sollten. — Nicht ohne Feinheit ist auch die folgende Bemerkung: „Schleiermachers ganzer Stil krankt an seiner Uebersetzung des Platon, diese aber an dem unglücklichen Versuch, die griechischen Partikeln wiederzugeben. Diese spielen in seinem Denken und Schreiben eine so wichtige als nachtheilige Rolle. Er fühlte sehr wohl die Macht und den Sturz dieser Ausdrucksweise, die jedoch mehr eine Begleitung, ein umgebender Duft, ein schimmerndes Beiwerk ist, als die Sache selbst. In der That sind ebenso auch seine Gedanken keine festen Grund- und Kerngedanken, wie Fichte und Hegel sie haben, sondern meist nur Modifikationen, Näherungen, Umgehungen, Zurechtstellungen, wobei die Substanz entweder fehlt, oder anderweitig entlehnt werden muß. Unglücklicher noch fällt seine Schreibart durch solchen Mißstand auf; hier wird, was dort noch oft ein anmuthig verdecktes Negative ist, zu positivem, plumpem Auswuchs: die griechische Luft wird zu dickem Dunste; die leichtbeschwingten, beweglichen Vögel, anstatt zu schweben und zu flattern, fallen bleiern zu Boden, die Gelenke erstarren, und kaum daß ein kriechendes Gewürm noch einiges Leben zeigt! Schleiermacher war nicht ohne Bewußtsein hierüber, er selbst versicherte einmal in Halle, in jeder seiner Perioden wisse er ein geheimes Gebrechen versteckt, in vielen könne er es bestimmt angeben, und er meinte, dergleichen müsse man mit Ergebung tragen, wie ein äußerliches, körperliches Gebrechen.“

Julian Schmidt.

Aus dem Leben der Hindu.

Die folgenden Schilderungen entnehmen wir dem Nachlaß Leopold's von Drlich, der soeben als Schluß des bekannten Werkes des Verewigten, von Dr. Karl Böttger geordnet und durch eigne Beiträge wesentlich ergänzt,